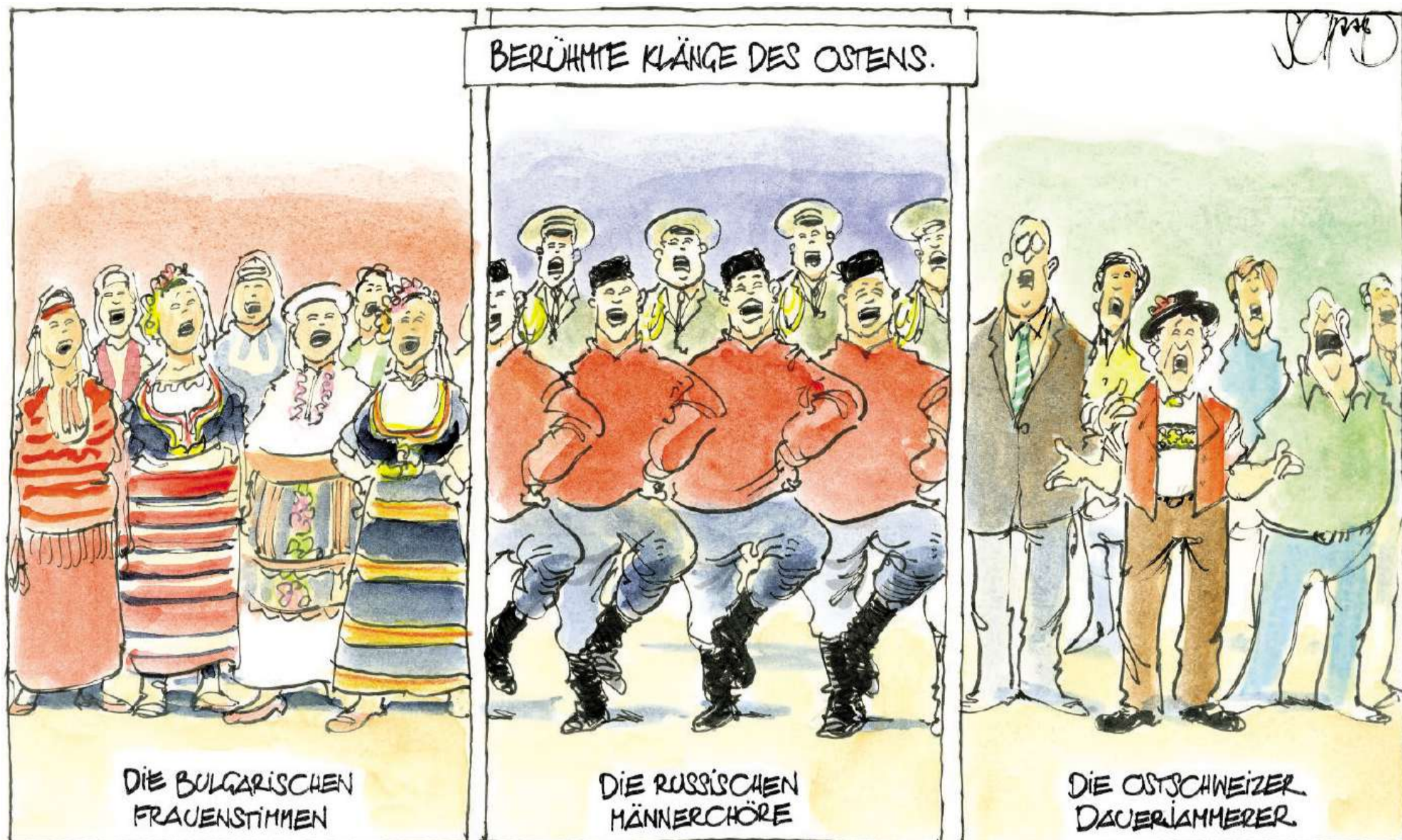


Seite Drei



Da ist es wieder. Das Wehklagen und Jammern. Das Zetern und Zaudern. Die jungen Leute ziehen weg, die Bevölkerung altert, und niemanden kümmerts. «Hauptsache, wir habens schön miteinander an der Olma», schrieb der Chefredaktor des «St. Galler Tagblatts» kürzlich in einem Psychogramm seiner Region. Er fordert eine Art Marshallplan für den Osten, sonst werde es bitter. «Wer nur zuschaut und jammert, wird irgendwann abgehängt, so wie dies in Deutschland oder Frankreich vielen ländlichen Regionen längst passiert ist.»

Da ist es also wieder. Das «Malaise Ostschweiz», die Ostschweizer Misere. Jahrzehntlang war der Begriff nicht mehr im Gebrauch - bis ihn Karin Keller-Sutter zum Leben erweckte. In einem Interview mit dem gleichen Chefredaktor, der jetzt einen Marshallplan fordert, sprach sie über die Ostschweizer Krankheit Nummer 1: das Jammern. «Jammern wir wirklich zu viel?», wollte der Journalist wissen. Sie antwortete nur ausweichend: Ja, eigentlich schon.

Es ist ja nicht so, dass Jammern eine exklusive Ostschweizer Spezialität wäre. Die Basler fühlen sich selten ernst genommen, die Romandie ist immer zu weit weg, die Bündner kommen oft zu kurz und sagen das auch gerne. Doch niemand in der Schweiz hat es in der Jammerei zu einer derartigen Meisterschaft gebracht wie die Ostschweizer.

Alles ist schlecht

Auslöser für das aktuelle Malaise ist eine von den Ostschweizer Kantonsregierungen präsentierte Studie, welche die hohen Zahlungen aus dem nationalen Finanzvergleich (NFA) an die Ostschweiz rechtfertigen sollte. Doch statt über die - bescheidenen - wirtschaftlichen Fortschritte der Region zu berichten, pöbeln sich die Leute die Schwächen aus der Studie heraus. «Die Ostschweiz, das Altersheim der Nation», schrieb etwa diese Zeitung, und auch die NZZ fand wenig schmeichelhafte Worte über die Jammerei aus der Ostschweiz.

Der Blick in die Zeitungsarchive der letzten zwei Jahre zeigt, dass es immer einen Grund zu klagen gibt: weil niemand aus der Ostschweiz im Bundesrat sitzt, weil die Ostschweizer die Expo ablehnten, weil die Ostschweiz beim Bahnverkehr zu kurz komme, weil sich die Ostschweiz «nie einig» und noch seltener auf dem «Berner Radar» sei.

Wird der Osten der Schweiz tatsächlich benachteiligt? Sind wir gemein zum Osten? Oder handelt es sich um eine künstliche Debatte?

Fahren wir zunächst vor die Tore St. Gallens nach Gossau, mit 18 000 Ein-

Hoffnung im Jammertal

Die Ostschweizer beklagen gerne den eigenen miserablen Zustand. Was läuft schief jenseits von Winterthur? Von Michael Soukup

wohnen die viertgrösste Stadt im Kanton. Ab Zürich dauert die Fahrt mit dem Schnellzug eine Stunde. Wir treffen Katharina Lehmann, Verwaltungsratspräsidentin und Inhaberin der 1875 gegründeten Firma Blumer-Lehmann. Dabei handelt es sich um das grösste Holzbaununternehmen in der Ostschweiz. Blumer-Lehmann hat sich dank der Zusammenarbeit mit dem japanischen Architekten Shigeru Ban einen Namen gemacht. So lieferten die Gossauer beispielsweise die von aussen sichtbaren Holzskelette für das neue Swatch-Hauptgebäude in Biel oder den Tamedia-Neubau in Zürich. In Grossbritannien entsteht zurzeit der Holzbau der Cambridge Mosque für 1000 Gläubige.

Wir stellen Katharina Lehmann die Gretchenfrage: «Wie haben Sie es mit dem Jammern?» Als Eigentümerin eines modernen Unternehmens habe sie eigentlich keinen Grund zu klagen. Denn ihr Holzbaununternehmen sei nicht auf die Nähe zu Zürich angewiesen, und die Standortbedingungen in der Ostschweiz seien gut. «Aber wir stellen immer wieder fest, wie schwierig es ist, Leute dazu zu bringen, zu einer Geschäftssitzung nach Gossau zu reisen, weil es schon hinter Winterthur liegt», sagt Lehmann. St. Gallen sei für viele Niemandsland -

und das störe sie. Jammern bedeute für sie, sich in Problemen zu suhlen. Im positiven Sinn könne es aber auch heissen, Probleme auf den Tisch zu legen, damit sich etwas ändere. «Es ist nun mal so, dass in den letzten Jahren verhältnismässig wenig Geld in die Ostschweiz geflossen ist - etwa, um die Bahninfrastruktur zu verbessern oder zukunftsstrahlende Bildungsangebote zu schaffen.»

Die 45-jährige Unternehmerin teilt also die Kritik der Politik, aber nicht ihren Lösungsansatz: «Es gibt die drei Stufen der Problemlösung: Problem erkennen, Problem annehmen und Problem lösen.» Die Ostschweiz verharre seit Jahren auf der ersten Stufe.

Die Elite leidet am stärksten

Von Gossau ruckelt das Züglein S 23 der Appenzeller Bahnen in 7 Minuten in den Kantonshauptort von Appenzell Auser rhoden. Auf einer grünen Hügelkuppe am Rande Herisaus befindet sich das kantonale Psychiatrische Zentrum. Hier arbeitet Thomas Knecht seit 2012 als leitender Arzt im Fachbereich Forensik. Davor war der 60-jährige Gerichtspsychiater jahrzehntlang in gleicher Funktion für den Thurgau zuständig. Während die Ostschweiz seit Jahrzehnten unter der Abwanderung ihrer hellsten

Köpfe Richtung Westen leidet, zog es den Zürcher vor 30 Jahren in den Osten. Über die Ostschweizer Witze der Zürcher lächelt er milde: «Ich fühle mich hier sehr wohl, weil das ländliche Leben als Gegensatz zur anonymen Urbanität der menschlichen Natur gerechter wird.» Ihm gefällt, dass die Ostschweizer auf ihrer eigenen Scholle stehen und aus ihrer eigenen Kraft schöpfen.

Umso verwunderter nimmt Knecht das «öffentliche Jammern» zur Kenntnis: «Aufgrund meiner persönlichen Erfahrungen ist die Lebenszufriedenheit des durchschnittlichen Ostschweizers um einiges höher als jene der Elite.» Politiker, aber auch Journalisten würden oft nach der nächstoberen Ebene schielen, «man vergleicht sich mit Bundesbern oder mit der Wirtschaftsmetropole Zürich, sucht deren Aufmerksamkeit und möchte irgendwie auch dazugehören». Die Elite leide an einem Minderwertigkeitskomplex. Dabei unterscheidet Knecht: «Thurgauer und Appenzeller Politiker sind selbstgenügsamer, diese ständige Forderungen nach einem Ostschweizer Bundesrat oder die Klagen über angebliche Standortnachteile kommen in erster Linie aus St. Gallen.»

Die Fahrt geht zurück nach Westen, in den rund 25 000 Einwohner zählenden

Kantonshauptort Thurgaus: Frauenfeld. Wir treffen hier Robert Fürer, eine graue Eminenz und einer der mächtigsten Männer im Kanton. Der Frauenfelder Anwalt ist mehrfacher Verwaltungsrat, unter anderem VR-Präsident der Spital Thurgau AG. Als der Christdemokrat und Oberst vor zwei Jahren aus dem Bankrat der Thurgauer Kantonalbank zurücktrat, sagte er in einem Interview: Immer nur jammern, das stinke ihm, da laufe er davon.

Vor allem St. Galler klagen

Der 67-Jährige zündet sich eine Zigarette an und erklärt sich. Er habe sich damals wegen der Leute genervt, die dauernd Kleinigkeiten kritisieren würden, zum Beispiel, wenn der Bus in Frauenfeld abends nicht bis zum Friedhof fahre. Aber das sei nur die übliche Nörgelei, wie sie überall vorkomme. «Der Thurgauer ist kein Jammere», sagt er.

Kein Wunder, verfügt doch der Thurgau über einen wichtigen Standortvorteil: Er grenzt an den Kanton Zürich, von Frauenfeld sind es mit dem Zug nach Zürich nur knapp 40 Minuten. Deshalb sind Klagen wie aus St. Gallen, dass die Region beim Ausbau der Infrastruktur benachteiligt werde, hier kein Thema. Und auch die Sehnsucht nach einer Ostschweizer Vertretung in der Landesregierung gibt es hier kaum. «Dummes Geschwätz», sagt Fürer lächelnd. «Unser Wohlbefinden und unsere Identität hängen doch nicht von einem Sitz im Bundesrat ab.»

Wie für den Appenzeller Psychiater ist das Gejammere auch für Fürer zuerst ein St. Galler Phänomen. Er schildert, wie St. Gallen Anfang des letzten Jahrhunderts dank der Stickerei zu den reichsten und grössten Städten der Schweiz gehörte - bis die Textilbranche als Folge der Weltwirtschaftskrise in den 1920er-Jahren zusammenbrach. «Offensichtlich hat sich die Stadt nie richtig davon erholt, und gewisse Wirtschaftskreise und Politiker sehen sich nach vergangenem Grösse.»

Zurück also nach St. Gallen, zu Karin Keller-Sutter. Die Ständerätin hält die Kritik ihrer Ostschweizer Kameraden, dass nur St. Gallen jammern würden, für «billig und unfair». Es zeige, dass es bei der Zusammenarbeit der Ostschweizer noch Luft nach oben gebe. Aber in einem Punkt ist sie einverstanden: «Es ist eine künstliche Debatte, die aufgrund der medialen Mechanismen immer wieder von neuem aufflammt.» Da helfe nur eins: «Aufhören zu jammern, Ärmel hochkrempeln und arbeiten.»

Oder wie es die Holzbaununternehmerin in Gossau sagte: Problem erkennen. Problem annehmen. Problem lösen.



Katharina Lehmann
Unternehmerin (SG)



Thomas Knecht
Psychiater (AR)



Robert Fürer
Anwalt (TG)